

# ALICE FEENEY

ro  
ro  
ro

THRILLER

# GLAUBE MIR

«Ich liebe diesen Thriller, er verdient jeden Superlativ.  
Alice Feeney ist eine Queen of Crime.» **Romy Hausmann**



**Alice Feeney**

# **Glaube mir**

*Thriller*

Aus dem Englischen von Karen Witthuhn

## Über dieses Buch

Einer lügt immer ...

Anna hat alles, was sie will. Sie hat hart gearbeitet, um Moderatorin beim BBC-Mittagsmagazin zu werden, Freunde und Familie vernachlässigt, ebenso Jack, der inzwischen ihr Ex-Mann ist. Als sie über einen Mord in Blackdown berichten soll, zögert sie. Denn in der verschlafenen Kleinstadt ist sie aufgewachsen. Und das Opfer ist eine Freundin aus Kindertagen.

DCI Jack Harper hätte nie gedacht, dass er einmal in Blackdown landen würde. Als die Leiche einer jungen Frau entdeckt wird, beschließt er, niemandem zu sagen, dass er das Opfer kannte, dass sie seine Geliebte war – bis er in seiner eigenen Mordermittlung zum Verdächtigen wird. Und mit seiner Ex-Frau Anna konfrontiert wird.

«Ein höllisch raffiniertes, wunderbar düsteres und wendungsreiches Buch.» *Lucy Foley*

«Clever und fesselnd ... Das Ende erraten Sie nie!» *Louise Candlish*

«Eine starke und innovative Stimme – ich habe dieses Buch geliebt.» *Clare Mackintosh*

«Alice Feeney hat im Alleingang das Lesezeichen überflüssig gemacht.» *Christina Dalcher*

«Düster und absolut packend. Ich konnte nicht aufhören zu lesen.» *Ruth Jones*

«Rechnen Sie mit gekonnt angelegten Wendungen und scharf gezeichneten Figuren! Ein brillanter Thriller.» *Ali Land*

«Kühn und raffiniert – ein provokanter Thriller zwischen Wahrheit und Lüge mit immer neuen düsteren Tiefen bis hin zum tintenschwarzen Ende. Großartig.» *A.J. Finn*

«Eine wahre Achterbahnfahrt. Alice Feeney wagt sich vor, wo andere zurückschrecken.» *Jane Corry*

«Ein packendes Debüt mit brillanter Wendung, ich liebe es.»  
*B.A. Paris*

«Eine wendungsreiche, packende, clevere, brillante Lektüre.»  
*Karen Hamilton*

«Fesselnd und voller Wendungen.» *Jane Fallon*

## Vita

Alice Feeney ist Journalistin und hat 15 Jahre als Nachrichtenredakteurin und Produzentin für BBC News gearbeitet. Sie hat in London und Sydney gelebt und sich mit ihrem Mann und ihrem Hund inzwischen in Surrey niedergelassen. Ihr Debütroman «Manchmal lüge ich» wurde in mehr als 20 Sprachen übersetzt und wird als TV-Serie von Ellen DeGeneres und Warner Bros. verfilmt, mit Sarah Michelle Gellar in der Hauptrolle.

Karen Witthuhn übersetzt nach einem ersten Leben im Theater seit 2000 Theatertexte und Romane, u.a. von Simon Beckett, D.B. John, Ken Bruen, Sam Hawken, Percival Everett, Anita Nair, Alan Carter und George Pelecanos. 2015 und 2018 erhielt sie Arbeitsstipendien des Deutschen Übersetzerfonds.

*Für beide.*

Zwei Seiten, eine Geschichte.

Wem kannst du glauben?

*Es war keine Liebe auf den ersten Blick.*

*Jetzt kann ich es zugeben. Aber letztlich habe ich sie mehr geliebt, als man einen anderen Menschen überhaupt lieben kann. Sie liegt mir mehr am Herzen als ich mir selber.*

*Deswegen habe ich es getan. Deswegen musste ich es tun, das sollen die Leute wissen, wenn sie rausfinden, was ich getan habe. Falls sie es rausfinden. Vielleicht verstehen sie dann, dass ich es für sie getan habe.*

*Allein sein oder sich allein fühlen ist nicht das Gleiche, und es ist möglich, einen Menschen zu vermissen und gleichzeitig mit ihm zusammen zu sein. Es hat viele Menschen in meinem Leben gegeben: Familie, Freunde, Kollegen, Geliebte. Ein kompletter Satz der üblichen Verdächtigen, die das soziale Umfeld ergeben, aber meines hat sich immer ein wenig verschoben angefühlt. Keine der Beziehungen, die ich zu anderen Menschen aufgebaut habe, fühlt sich wirklich an. Eher wie eine Reihe verpasster Anschlüsse.*

*Die Leute erkennen vielleicht mein Gesicht oder wissen sogar meinen Namen, aber mein wahres Ich werden sie nie kennen. Das kennt niemand. Ich bin mit meinen wahren Gedanken und Gefühlen immer eigen gewesen, ich teile sie mit niemandem. Weil ich nicht kann. Es gibt eine Version von mir, die ich nur allein sein kann. Manchmal denke ich, das Geheimnis des Erfolgs liegt in der Fähigkeit zur Anpassung. Das Leben bleibt nie, wie es ist, und um mitzuhalten, musste ich mich oft neu*



*erfinden. Ich habe gelernt, mein Aussehen, mein Leben, sogar meine Stimme zu verändern.*

*Ich habe außerdem gelernt, dazuzugehören, aber das ständige Bemühen darum löst inzwischen mehr als nur Unbehagen aus, es tut weh. Weil ich nicht dazugehöre. Ich falte meine Ecken und Kanten in mich selbst hinein und streiche die offensichtlichsten Unterschiede zwischen uns glatt, aber ich bin nicht wie ihr. Es leben über sieben Milliarden Menschen auf der Erde, und trotzdem habe ich es irgendwie geschafft, mich mein ganzes Leben lang allein zu fühlen.*

*Ich verliere den Verstand, und das nicht zum ersten Mal, aber der Verstand kann oft verlorengehen und wiedergefunden werden. Die Leute werden sagen, ich wäre ausgetickt, durchgedreht, ausgerastet. Aber ich habe im richtigen Moment – ohne jeden Zweifel – das Richtige getan. Danach war ich zufrieden mit mir. Ich wollte es wieder tun.*

*Jede Geschichte hat zwei Seiten:*

*Deine und meine.*

*Unsere und deren.*

*Seine und ihre.*

*Was bedeutet, dass immer einer lügt.*

*Oft erzählte Lügen klingen mit der Zeit wahr, und wir alle hören manchmal eine Stimme im Kopf etwas so Schockierendes sagen, dass wir tun, als gehörte sie nicht zu uns. Ich weiß genau, was ich in jener Nacht gehört habe, als ich am Bahnhof stand und darauf wartete, dass sie zum letzten Mal nach Hause kam. Zuerst klang es wie jeder andere Zug in*

*der Ferne. Ich schloss die Augen, es war, als würde ich Musik hören, der Rhythmus der Waggons auf den Schienen wurde immer lauter.*

*Klicketiklick. Klicketiklick. Klicketiklick.*

*Aber dann veränderte sich das Geräusch, formte in meinem Kopf Worte, die sich immer und immer wiederholten, bis sie nicht mehr zu überhören waren:*

*Töte sie alle. Töte sie alle. Töte sie alle.*

**Sie**

# Anna Andrews

## Montag, 6:00 Uhr

**M**ontage waren mir immer schon am liebsten.

Die Chance, neu anzufangen.

Ein ausreichend reiner Tisch, auf dem nur eine leichte Staubschicht der eigenen Fehler aus der Vergangenheit liegt – nicht ganz weggewischt.

Mir ist klar, dass mein Faible für den ersten Tag der Woche nicht auf breite Zustimmung stößt, aber daran bin ich gewöhnt. Meine Weltsicht war schon immer ein wenig verschoben. Wenn man als Kind auf den billigen Plätzen des Lebens sitzt, sieht man hinter die Puppen, die auf der Bühne tanzen. Hat man die Strippen einmal bemerkt und weiß, wer sie zieht, fällt es schwer, den Rest der Vorstellung noch zu genießen. Inzwischen könnte ich es mir leisten, auf einem Platz meiner Wahl zu sitzen und jeden Blickwinkel einzunehmen, aber die teuren Theaterlogen sind nur dazu da, um auf andere hinabzuschauen. Das werde ich niemals tun. Nur weil ich nicht gern zurückblicke, heißt das nicht, dass ich nicht mehr weiß, woher ich komme. Ich habe hart für meine Eintrittskarte

gearbeitet, und die billigen Plätze sind mir immer noch gut genug.

Ich vergeude morgens nicht viel Zeit damit, mich hübsch zu machen – sinnlos, sich zu schminken, wenn man bei der Arbeit wieder abgeschminkt und neu geschminkt wird –, und ich frühstücke auch nicht. Ich esse generell nicht viel, koche aber gern für andere. Anscheinend bin ich eine Fütterin.

Ich gehe kurz in die Küche und hole meine Tupperdose mit den selbstgebackenen Cupcakes für das Team. Ich kann mich kaum erinnern, sie gemacht zu haben. Es war spät und nach dem dritten Glas trockenem Weißen. Roter ist mir lieber, hinterlässt aber verräterische Spuren auf den Lippen, daher hebe ich ihn für die Wochenenden auf. Ich öffne den Kühlschrank, sehe, dass von gestern Abend noch ein Rest Wein übrig ist, und trinke ihn direkt aus der Flasche. Ich nehme sie mit, als ich das Haus verlasse. Montags kommt die Müllabfuhr. Die Glastonne ist erstaunlich voll für jemanden, der allein lebt.

Ich gehe gern zu Fuß zur Arbeit. Die Straßen sind zu dieser Tageszeit noch leer, das finde ich beruhigend. Ich überquere die Waterloo Bridge, schlängele mich durch Soho in Richtung Oxford Circus und höre dabei das *Today*-Programm. Musik wäre mir lieber, ein bisschen Ludovico vielleicht oder Taylor Swift, je nach Stimmung – ich habe zwei Seiten in mir –, lasse aber stattdessen die melodischen Stimmen der britischen Mittelschicht über mich ergehen, die mir mitteilen, was ich ihrer Ansicht nach wissen sollte. Sie fühlen sich in meinen Ohren immer noch fremd an, obwohl ich genauso klinge.

Allerdings nicht immer. Ich moderiere die *One o'clock News* der BBC jetzt seit fast zwei Jahren und komme mir immer noch wie eine Schwindlerin vor.

Ich halte an dem Pappkartonlager an, das mir in letzter Zeit die größten Sorgen bereitet. Hinten schaut ein blondes Haarbüschel heraus, also ist sie noch da. Ich weiß nicht, wer sie ist, aber wäre mein Leben anders verlaufen, könnte ich das sein. Mit sechzehn bin ich zu Hause ausgezogen, es musste sein. Was ich jetzt tue, geschieht nicht aus Güte, sondern ist ein Zeichen für einen fehlgeleiteten moralischen Kompass. Wie die Freiwilligenarbeit in der Suppenküche letzte Weihnachten. Wir verdienen das Leben, das wir führen, nur selten. Und wir zahlen dafür, sei es mit Geld, schlechtem Gewissen oder Reue.

Ich öffne die Tupperdose und lege einen meiner sorgfältig dekorierten Cupcakes auf den Asphalt, zwischen ihr Lager und die Wand, damit sie ihn beim Aufwachen gleich sieht. Und weil mir einfällt, dass sie den Schokoladenzuckerguss vielleicht nicht mag – sie könnte auch zuckerkrank sein –, nehme ich einen Zwanzig-Pfund-Schein aus dem Portemonnaie und schiebe ihn darunter. Ist mir egal, ob sie mein Geld für Alkohol ausgibt, das tue ich auch.

Radio 4 geht mir auf die Nerven, ich würge den Politiker ab, der mir gerade die Ohren voll lügt. Seine übereinstudierte Unehrlichkeit passt nicht zu diesem echten Menschen mit echten Problemen. Nicht dass ich das jemals in einem Live-Interview sagen würde. Ich werde für Unparteilichkeit bezahlt, meine Gefühle spielen keine Rolle.

Vielleicht bin ich ebenfalls eine Lügnerin. Ich habe mir diesen Beruf ausgesucht, weil ich die Wahrheit sagen wollte. Ich wollte die wirklich wichtigen Geschichten erzählen, von denen die Menschen meiner Meinung nach wissen sollten. Geschichten, die die Welt hoffentlich zum Besseren verändern würden. Aber ich war naiv. Medienleute haben heutzutage mehr Macht als Politiker, aber was nützt es, die Wahrheit über die Welt verbreiten zu wollen, wenn ich nicht einmal zu meiner eigenen Geschichte stehen kann: wer ich bin, woher ich komme, was ich getan habe.

Wie immer vergrabe ich diese Gedanken. Schließe sie in einen geheimen Safe in meinem Kopf ein, schiebe sie ganz nach hinten in die dunkelste Ecke und hoffe, dass sie nicht so schnell wieder entfleuchen.

Ich bringe das letzte Stück des Weges zum Sender hinter mich und krame in meiner Handtasche nach der nie zu findenden Sicherheitskarte. Stattdessen ertasten meine Finger eine kleine Dose mit Minzbonbons. Es klappert, ich mache sie auf und schiebe mir ein kleines weißes Dreieck in den Mund wie eine Tablette. Eine Weinfahne im Morgenmeeting sollte man besser vermeiden. Ich finde die Karte, trete in die gläserne Drehtür und spüre die Blicke, die sich an mich heften. Das ist schon okay. Ich bin ganz gut darin, die Version von mir zu sein, die die Menschen meiner Meinung nach sehen wollen. Zumindest äußerlich.

Ich kenne alle beim Namen, auch die Putzkräfte, die gerade den Boden wischen. Freundlichkeit kostet nichts, und trotz des

Alkohols habe ich ein hervorragendes Gedächtnis. Als ich die Sicherheitschecks hinter mir habe – die dank des Zustands, in den wir die Welt gebracht haben, um einiges gründlicher ausfallen als früher – und in den Newsroom hinunterschaue, überkommt mich das Gefühl, zu Hause zu sein. Eingebettet in das Untergeschoss des BBC-Gebäudes, aber von allen Stockwerken aus einsehbar, erinnert der Newsroom an einen hell erleuchteten, offengelegten Kaninchenbau. Jeder Winkel ist mit Bildschirmen und dicht gestellten Schreibtischen gefüllt, hinter denen eine ausgewählte Schar von Journalisten sitzt.

Sie sind nicht bloß Kollegen, sie sind fast eine dysfunktionale Ersatzfamilie. Ich bin fast vierzig, habe aber niemand anderen. Keine Kinder. Keinen Mann. Nicht mehr. Ich arbeite seit fast zwanzig Jahren hier und habe ganz unten angefangen, ohne freundschaftliche oder familiäre Beziehungen. Und ich habe ein paar Umwege genommen, die Stufen der Karriereleiter waren manchmal etwas rutschig, aber am Ende bin ich ans Ziel gelangt.

Die Antwort auf so viele Fragen im Leben lautet Geduld.

Das Glück war mir hold, als die letzte Nachrichtensprecherin den Platz räumen musste. Ihre Wehen setzten einen Monat zu früh und fünf Minuten vor der Mittagssendung ein. Ihre geplatze Fruchtblase war meine Chance. Ich war selber gerade erst aus dem Mutterschutz zurück – früher als geplant – und die einzige Korrespondentin im Newsroom mit Moderationserfahrung, auch wenn ich sie bisher immer nur in Überstunden und nachts gesammelt hatte, in Schichten, die



kein anderer übernehmen wollte, so heiß war ich auf jede Gelegenheit, meine Karriere voranzutreiben. Es war schon immer mein Traum gewesen, eine richtige Nachrichtensendung zu präsentieren.

An jenem Tag war keine Zeit geblieben für Maske und Frisur. Ich wurde aufs Set geschoben und so gut wie möglich hergerichtet, bekam das Mikrophon angesteckt, wurde gleichzeitig abgepudert und übte die Schlagzeilen am Teleprompter. Der Regisseur sprach ruhig und freundlich in meinen Kopfhörer. Seine Stimme gab mir Halt. Ich erinnere mich kaum an diese erste Sendung, wohl aber an die Glückwünsche danach. Vom Newsroom-Niemand zur Nachrichtensprecherin des Senders in unter einer Stunde.

Mein Chef wird hinter seinem leicht gebeugten Rücken von allen der Dünne Controller genannt. Ein kleiner Mann, im Körper eines großen Mannes gefangen. Außerdem hat er einen Sprachfehler, er kann kein ST aussprechen, und niemand nimmt ihn ernst. Da er noch nie gut darin war, Lücken im Dienstplan zu schließen, ließ er mich nach meinem erfolgreichen Debüt bis zum Ende der Woche einspringen. Und dann in der Woche danach. Ein Dreimonatsvertrag als Nachrichtensprecherin – anstatt meiner normalen Korrespondentenstelle – wurde auf sechs verlängert, dann bis zum Jahresende, verbunden mit einer hübschen Gehaltserhöhung. Und da die Zuschauerzahlen mit mir ebenfalls stiegen, durfte ich bleiben. Meine Vorgängerin kam nie zurück, sie wurde schon im Mutterschutz erneut schwanger

und ward seither nicht mehr gesehen. Fast zwei Jahre später bin ich immer noch hier und rechne täglich mit meiner Vertragsverlängerung.

Ich nehme meinen Platz zwischen der Redakteurin und dem Lead Producer ein und wische meinen Schreibtisch und das Keyboard mit einem Desinfektionstuch ab. Man weiß nie, wer hier nachts gegessen hat. Der Newsroom schläft nie, und leider hält nicht jeder hier meine Hygieneansprüche ein. Ich öffne den Ablaufplan und lächle, immer noch bekomme ich ein leichtes Flattern, wenn ich oben meinen Namen lese.

Nachrichtensprecherin: Anna Andrews.

Ich beginne, die Anmoderationen für die Beiträge zu schreiben. Entgegen der landläufigen Meinung lesen wir die Nachrichten nicht nur vor, wir schreiben sie auch. Nachrichtensprecher, wie alle Menschen, kommen in allen Farben und Formen. Einige sind sich selber schon so weit in den Arsch gekrochen, dass ich erstaunt bin, dass sie noch sitzen können, geschweige denn einen Teleprompter ablesen. Das Land wäre entsetzt, würde je herauskommen, wie sich manche dieser sogenannten Nationalheiligtümer hinter den Kulissen aufführen. Aber ich verrate nichts. Der Journalismus ist ein Spiel mit mehr Rutschen als Leitern. Es dauert lange, um nach oben zu kommen, und eine falsche Bewegung kann einen wieder ganz nach unten befördern. Niemand steht über dem System.

Der Morgen vergeht wie jeder andere: ein immer detaillierterer Ablaufplan, Besprechungen mit

Außenkorrespondenten, Diskussionen mit dem Regisseur über Grafiken und Bildtafeln. Ständig wollen Reporter und Produzenten mit der neben mir sitzenden Redakteurin sprechen. Meistens, um mehr Zeit für ihre Berichte oder Interviews zu bekommen.

Immer wollen alle mehr Zeit.

Ich vermisse das alles kein bisschen: das Betteln um Sendezeit, den ständigen Frust, nicht genug zu bekommen. Die Zeit ist einfach zu kurz, um alle Geschichten zu erzählen.

Der Rest des Teams ist ungewöhnlich still. Ich schaue nach links und sehe, dass die Redakteurin den neuesten Dienstplan auf ihrem Bildschirm hat. Als sie meinen Blick bemerkt, schließt sie ihn. Was den Stresslevel im Newsroom angeht, kommen Dienstpläne kurz hinter Eilmeldungen. Sie werden spät veröffentlicht, und die Verteilung der unbeliebten Schichten – spät, Wochenende, nachts – führt immer zu Stunk. Ich arbeite jetzt montags bis freitags und habe seit sechs Monaten keinen Urlaub mehr eingereicht, daher habe ich, anders als meine armen Kollegen, nichts vom Dienstplan zu befürchten.

Eine Stunde vor der Sendung gehe ich in die Maske. Ein Zufluchtsort, hier geht es im Vergleich zum Newsroom relativ friedlich und ruhig zu. Mein Haar wird zu einem braven kastanienbraunen Bob zusammengeföhnt, mein Gesicht mit HD-Foundation bedeckt. Bei der Arbeit trage ich mehr Make-up als auf meiner Hochzeit. Bei dem Gedanken ziehe ich mich

einen Moment lang in mich selbst zurück und spüre die Kerbe in meiner Haut, die der Ring hinterlassen hat.

Die Sendung verläuft mehr oder weniger planmäßig, trotz einiger Änderungen in letzter Sekunde, als wir schon live sind: ein paar Eilmeldungen, ein verspäteter Beitrag, eine widerspenstige Studiokamera und eine ruckelige Übertragung aus Washington. Ich muss einen übereifrigen politischen Korrespondenten aus der Downing Street abwürgen, der immer mehr Zeit braucht, als ihm zusteht. Manchen gefällt einfach der Klang ihrer eigenen Stimme ein bisschen zu sehr.

Die Abschlussbesprechung beginnt, während ich noch am Set bin und auf das Ende der Wettervorhersage warte, um mich von den Zuschauern zu verabschieden. Niemand will nach der Sendung länger als unbedingt nötig rumhängen, deswegen fangen sie immer schon ohne mich an. Es kommen die an der Sendung beteiligten Korrespondenten und Produzenten zusammen, aber auch Vertreter anderer Abteilungen: regionale Nachrichten, Auslandsnachrichten, Redaktion, Grafik sowie der Dünne Controller.

Ich gehe an meinem Tisch vorbei, hole die Tupperdose und begeben mich zum Team, um meine kulinarischen Kreationen unter die Leute zu bringen. Noch habe ich niemandem erzählt, dass heute mein Geburtstag ist, aber vielleicht mache ich das noch.

Ich stutze, als ich eine mir unbekannte Frau in der Besprechungsrunde sehe. Sie sitzt mit dem Rücken zu mir, neben ihr zwei gleichgekleidete kleine Kinder. Ich sehe, dass

meine Kollegen bereits Cupcakes essen. Keine selbstgebackenen – wie meine –, sondern aus dem Laden und anscheinend teuer. Dann wende ich meine Aufmerksamkeit wieder der edlen Spenderin zu, mustere die leuchtend roten Haare, die ihr hübsches Gesicht umrahmen, der Bob ist so akkurat geschnitten, als wäre ein Laser verwendet worden. Als sie sich umdreht und mich anlächelt, fühlt es sich an wie eine Ohrfeige.

Jemand reicht mir ein Glas mit warmem Prosecco, und ich bemerke die Getränkewagen, die das Management immer bestellt, wenn ein Mitarbeiter geht. Das passiert in unserer Branche häufig. Der Dünne Controller klopft mit einem zu langen Fingernagel an ein Glas und hebt zu einer Rede an. Aus seinen krümelbedeckten Lippen purzeln seltsam klingende Worte.

«Wir freuen uns so, dich bald wieder bei uns zu haben ...»

Das ist der einzige Satz, den meine Ohren verarbeiten können. Ich starre Cat Jones an, die vor mir die Sendung moderiert hat und jetzt mit roten Haaren, ihrem Markenzeichen, und zwei wunderschönen kleinen Mädchen vor mir sitzt. Mir wird schlecht.

«... und bedanken uns natürlich bei Anna, die in deiner Abwesenheit das Ruder übernommen hat.»

Blicke richten sich auf mich, Gläser werden gehoben. Meine Hände beginnen zu zittern, hoffentlich kriegt es mein Gesicht besser hin, meine Gefühle zu verbergen.

«Es stand im Dienstplan. Tut mir leid, wir dachten, du wüsstest Bescheid.»

Der Producer neben mir flüstert diese Worte, aber ich bin nicht in der Lage, eine Antwort zu formulieren.

Hinterher entschuldigt sich auch der Dünne Controller. Er sitzt in seinem Büro, ich stehe, und starrt beim Sprechen auf seine Hände, als wären die Worte, nach denen er ringt, vielleicht zwischen seinen schwitzigen Fingern zu finden. Er dankt mir und sagt, dass ich Cat großartig vertreten habe in den letzten ...

«Zwei Jahren», sage ich, als er nicht weiß oder versteht, wie lange ich hier bin.

Er zuckt die Achseln, als wäre das nichts.

«Tut mir leid, aber es ist *ihr* Job. Sie hat einen Vertrag. Wir können keine rausschmeißen, weil sie ein Kind bekommt, nicht mal bei zweien!»

Er lacht.

Ich nicht.

«Wann kommt sie zurück?»

Die riesige Oberfläche seiner Stirn legt sich in Falten.

«Morgen. Es steht alles im Dienstplan –», wie so oft fliegen bei diesem Wort Speicheltropfen aus seinem Mund, «– seit einiger Zeit schon. Du bist wieder Korrespondentin, aber keine Sorge, du kannst immer mal wieder für sie einspringen und die Sendung in den Schulferien, über Weihnachten und Ostern und so übernehmen. Wir finden alle, dass du das toll gemacht hast. Hier ist dein neuer Vertrag.»

Ich starre die steifen weißen DIN-A4-Blätter an, bedruckt mit sorgfältig ausformulierten Worten eines gesichtslosen

Mitarbeiters aus der Personalabteilung. Meine Augen erkennen nur eine Zeile:

Nachrichtenkorrespondentin: Anna Andrews.

Als ich das Büro verlasse, sehe ich sie wieder: meinen Ersatz. Obwohl ich in Wahrheit wohl ihrer war. Als ich Cat Jones mit ihrer perfekten Frisur und den zwei perfekten Kindern dastehen und mit *meinem* Team lachen und plaudern sehe, kommt mir ein schrecklicher Gedanke, den ich mir ungern eingestehe, auch mir selbst gegenüber: Ich wünschte, sie wäre tot.

**Er**



# Detective Chief Inspector Jack Harper

**Dienstag, 5:15 Uhr**

**D**as Brummen meines Handys weckt mich aus der Art Traum, aus dem man nicht aufwachen möchte. In dem ich kein Mann jenseits der vierzig mit einem viel zu hohen Hauskredit bin, einem Kleinkind, mit dem ich nicht mithalten kann, und einer Frau, mit der ich nicht verheiratet bin, die aber trotzdem an mir herumnörgelt. Ein besserer Kerl hätte inzwischen seinen Kram auf der Reihe, anstatt durch ein geliehenes Leben zu schlafwandeln.

Ich linse in der Dunkelheit auf mein Handy und erkenne, dass es Dienstag ist. Und außerdem idiotisch früh, weswegen ich froh bin, dass die Textnachricht niemand anderen geweckt hat. Schlafmangel wirkt sich in diesem Haus furchtbar aus, nur auf mich nicht – ich war schon immer eine Nachteule. Ich lese die Nachricht und reagiere aufgeregter, als ich sollte. Seit ich aus London weg bin, ist mein Job ehrlich gesagt langweiliger als die Unterwäscheschublade einer Nonne.

Ich leite die Major Crime Unit, die Abteilung für schwere Verbrechen, was aufregend klingt, aber es hier im tiefsten, dunkelsten Surrey nicht ist. Blackdown liegt zwei Stunden von London entfernt, ein typisch englisches Dorf, Kleinstkriminalität und gelegentliche Einbrüche sind hier schon das Schwerste. Der Ort ist hinter Bäumen vor den Augen der Außenwelt verborgen. Der uralte Wald scheint Blackdown – und seine Einwohner – früher gefangen gehalten und in permanenten Schatten getaucht zu haben. Trotzdem ist der Ort hübsch wie eine Pralinenschachtel, überall Reetdachhäuschen und weiße Holzzäune, und hat eine überdurchschnittliche Seniorendichte sowie eine unterdurchschnittliche Verbrechensrate. Hier zieht man zum Sterben her, ich hätte nie gedacht, dass ich mal hier leben würde.

Ich starre die Nachricht an und sauge praktisch jede Silbe auf:

Heute Nacht Jane Doe in Blackdown Woods gefunden. MCU angefordert. Bitte melden.

Die Vorstellung, dass hier eine Leiche aufgetaucht sein soll, mutet an wie ein Irrtum, aber ich weiß, dass es keiner ist. Zehn Minuten später bin ich ausreichend bekleidet, mit Koffein versorgt und im Auto.

Mein neuester Gebraucht-SUV könnte mal wieder eine Dusche gebrauchen, das Gleiche gilt für mich, wie ich – etwas zu spät – merke. Ich rieche an meinen Achseln und überlege,

zurück ins Haus zu gehen, will aber keine Zeit verschwenden und niemanden wecken. Ich ertrage es nicht, wie die beiden mich manchmal ansehen. Sie haben die gleichen Augen, und Tränen und Enttäuschung stehen ein bisschen zu oft darin.

Vielleicht bin ich ein wenig zu begeistert über die Aussicht, als Erster am Tatort zu sein, aber ich kann nicht anders. Hier ist seit Jahren nichts dermaßen Schlimmes passiert, und es fühlt sich gut an – ich spüre Optimismus und Energie. Wenn man so lange bei der Polizei ist wie ich, denkt man irgendwann wie ein Verbrecher, ohne für einen gehalten zu werden.

Ich bete, dass der Wagen anspringt, drehe den Schlüssel und ignoriere meinen Anblick im Rückspiegel. Meine Haare – inzwischen eher grau als schwarz – stehen in alle Richtungen ab. Unter den Augen sind dunkle Ringe, und ich sehe älter aus, als ich mich erinnere zu sein. Ich versuche, mein Ego zu beschwichtigen, schließlich ist es mitten in der Nacht, verdammt noch mal. Außerdem ist mir egal, wie ich aussehe, die Meinungen anderer zählen noch weniger als meine eigene. Zumindest rede ich mir das ein.

Ich fahre einhändig, mit der anderen streiche ich über die Stoppeln an meinem Kinn. Vielleicht hätte ich mich wenigstens rasieren sollen. Ein abschätzender Blick auf mein zerknittertes Hemd, bestimmt besitzen wir ein Bügeleisen, aber ich habe keine Ahnung, wo es ist oder wann ich es zuletzt benutzt habe. Zum ersten Mal seit langem frage ich mich, was andere bei meinem Anblick sehen. Ich war mal ein ganz guter Fang. Ich war vieles mal.

Es ist noch dunkel, als ich auf den Parkplatz des National Trust abbiege, trotzdem scheinen alle anderen schneller eingetroffen zu sein: zwei Polizeiwagen, zwei Transporter und mehrere Zivilfahrzeuge. Die Kriminaltechnik ist bereits am Tatort, ebenso Detective Sergeant Priya Patel. Ihre Berufswahl hat sie noch nicht abnutzen können, sie glänzt wie neu. Zu jung, um sich im Job alt zu fühlen, zu unerfahren, um zu wissen, was er ihr letztendlich abverlangen wird. Ihre Begeisterung ist genauso anstrengend wie ihre unerschütterlich gute Laune. Schon bei ihrem Anblick tut mir der Kopf weh, ich vermeide ihn daher weitgehend, soweit sich das bei jemandem, mit dem man täglich zusammenarbeitet, bewerkstelligen lässt.

Mit wippendem Pferdeschwanz eilt sie jetzt auf meinen Wagen zu. Ihre Schildpattbrille rutscht ihr auf die Nase, die großen braunen Augen leuchten vor Aufregung. Sie sieht nicht aus, als hätte man sie mitten in der Nacht aus dem Bett geholt. Ihr engsitzendes Kostüm kann ihren zierlichen Körper unmöglich wärmen, die frischgewienerten Schuhe rutschen ein wenig im Schlamm. Irgendwie macht es mich zufrieden, dass sie schmutzig werden.

Manchmal frage ich mich, ob meine Kollegin sich angezogen ins Bett legt, für den Fall, dass sie in aller Eile aus dem Haus muss. Sie hat sich vor einigen Monaten eigens hierher versetzen lassen, um unter mir zu arbeiten, Gott weiß, warum. Falls ich jemals in meinem Leben so begeistert gewesen sein sollte wie Priya Patel, kann ich mich nicht daran erinnern.

Als ich aus dem Wagen steige, setzt Regen ein. Ein Guss, der mich in Sekunden bis auf die Haut durchnässt und sich geradezu auf mich wirft. Ich hebe den Kopf und betrachte den Himmel, der Nacht vortäuscht, obwohl schon Morgen ist. Der Mond und die Sterne wären noch sichtbar, hingen nicht dichte Wolken davor. Sturzregen ist bei einer Spurensuche im Freien nicht hilfreich.

Priya unterbricht meine Gedanken, als sie versucht, mir einen Regenschirm über den Kopf zu halten. Ich knalle die Autotür zu und scheuche sie weg.

«DCI Harper, ich –»

«Ich habe Ihnen schon mal gesagt, nennen Sie mich Jack. Wir sind nicht beim Militär», sage ich.

Ihre Miene erstarrt. Sie sieht aus wie ein gescholtener Welp, und ich komme mir wie das sauertöpfische Arschloch vor, zu dem ich geworden bin.

«Die Streife hat es gemeldet», sagt sie.

«Ist von denen noch jemand da?»

«Ja.»

«Gut, ich will mit ihnen sprechen, bevor sie fahren.»

«Natürlich. Zur Leiche geht's hier lang. Erste Anzeichen deuten –»

«Ich will es mir selber ansehen», unterbreche ich.

«Ja, Boss.»

Als wäre mein Vorname ein Wort, das sie einfach nicht über die Lippen bringt.

Leute strömen uns entgegen, die mir vage bekannt vorkommen – deren Namen ich aber vergessen habe, entweder, weil ich sie doch nicht kenne, oder weil ich sie lange nicht gesehen habe. Egal. Mein kleines, aber feines Major Crime Team ist hier ganz in der Nähe stationiert, deckt aber das gesamte County ab, und so arbeiten wir jeden Tag mit anderen Menschen zusammen. Außerdem geht es in diesem Job nicht darum, Freunde zu finden, sondern sich keine Feinde zu machen. Priya muss da noch eine Menge lernen. Wir gehen schweigend nebeneinander her, was für sie schwer erträglich sein mag, für mich nicht. Wenn das Leben zu laut ist, kann ich nicht klar denken.

Sie leuchtet uns mit einer Taschenlampe den Weg, wie immer nervtötend effizient. Wir stapfen über einen knisternden Teppich aus altem Laub und abgebrochenen Zweigen. Der Herbst hat sich nach einem kurzen, schüchternen Zwischenspiel verflüchtigt und einem selbstsicheren Winter die Bühne überlassen. An meinem Mantel fehlt der oberste Knopf, er lässt sich nicht länger bis zum Hals schließen. Ich überkompensiere die Lücke mit einem Harry-Potter-artigen Schal mit meinen Initialen – ein Geschenk von meiner Ex. Ich habe mich nie davon trennen können, ein bisschen wie von der Frau, die ihn mir gegeben hat. Dass ich damit bestimmt dämlich aussehe, ist mir egal. An manchen Dingen halten wir wegen der Menschen fest, von denen wir sie bekommen haben: Namen, Überzeugungen, Schals. Außerdem mag ich das Gefühl am Hals: meine persönliche, wärmende Schlinge.